



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

**GERT  
HEIDENREICH**

**DER  
FALL**

Kriminalroman

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

© 2014 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Unter Verwendung eines Fotos von

© Paul Grand/Trevillion Images

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH

& Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98019-6

*Niemand weiß, ob unsere Persönlichkeit nach dem Tod in einer anderen Existenz oder in einer anderen Sphäre fortlebt, aber wenn wir ein hinreichend empfindliches Gerät entwickeln können, das von unserer Persönlichkeit aus dem Jenseits beeinflusst werden kann, dann sollte ein solches Gerät in der Lage sein, etwas aufzuzeichnen.*

Thomas A. Edison, 1928

*Dieses Gerät gibt es. Es ist der Roman.*

G. H., 2014

## VERWEIGERUNG

Vom Rand der Klippen schwingen sich die Möwen ins Licht und begrüßen mit ihren Schreien den Tag.

Noch liegt der Strand von Les Petites Dalles im Schatten der Kalkfelsen. In ihren Rissen und Schrunden hängen die schwarzen Reste der Nacht.

Am Fuß der Steilwände stakst und stolpert Swoboda über die runden Steine, die dreibeinige Staffelei links geschultert, rechts die Malkartonmappe am langen Riemen, in der Hand den Tubenkoffer mit Ölfarben, Paletten und Pinseln. Er flucht vor sich hin, weil seine Lederschuhe von den buckligen Kieseln abgleiten und jeder Schritt ihm die Füße verbiegt. Sein Gewicht macht ihm zu schaffen. Der Standpunkt, an dem er heute das erste Sonnenlicht auf dem Strand malen will, ist gut zweihundert Meter entfernt.

Ein falscher Schrei.

Der Maler bleibt stehen und sieht auf. Über der Kante der Kreideküste wachsen im dunstigen Himmel erste Inseln von normannischem Blau. Die Vögel sind verstummt. Sie geben ihre Kreise auf, kippen in den Wind und lassen sich hinaustragen über die See.

Swoboda weiß, dass er einen Menschenschrei gehört hat.

Er weiß es und will es nicht wissen. Redet sich ein, er habe sich getäuscht. Die Silbermöwen, die in den weißen Felsen der Cote d'Albatre nisten, können kreischen wie Katzen und Babys und Frauen in Not.

Er entschließt sich, weiterzulaufen, blickt auf seine Schuhspitzen und versucht, zwischen den grauen Steinkugeln Halt zu finden. Er könnte es sich leicht machen und hinunter zur Dünung laufen, wo jetzt, mit fortschreitender Ebbe, ein nassbrauner Streifen Sand sichtbar wird. Doch Swoboda ist starrsinnig. Er folgt der Richtung, die er sich vorgenommen hat und die ihn zu dem hellen Fleck führt, wo das Sonnenlicht durch einen tiefen Einschnitt in den Kalkwänden eine halbe Stunde früher auf den Strand fällt.

Der Klippenrand ist jetzt eine glühende, gezackte Linie, unter der die gestaffelten Falaises über Les Grandes Dalles und Fécamp bis zum fernen Yport noch immer im Morgenschatten stehen.

Alexander Swoboda hat dieses feurige Band vor den Wolken und die dämmrigen Steilwände darunter wieder und wieder gemalt, von April bis in den September, und an keinem der Vormittage glichen sich die Farben.

Heute, am ersten Tag des Juni, war er früher als sonst aufgebrochen, nach einer schlaflosen Nacht.

Ein zweiter falscher Schrei. Der Maler blickt nach oben.

Der gebauchte Käfer, der über die Kante der Klippen rutscht, gerät ins Trudeln, fällt, die schwarzen Fühler suchen Halt, in halber Höhe schlagen die langen Hinterbeine gegen einen Vorsprung in der Wand, der Körper prallt ab, stürzt weiter, wird ein Mensch und trifft zwischen den nassschimmernden Gesteinstrümmern auf, die in Sturmfluten aus den Kalkfelsen gebrochen sind. Schwarz liegen sie in

der Ebbe. Ihre Stille greift auf Swoboda über. Er spürt, dass sie in ihn eindringt.

Dann hört er wieder das Anbränden der Wellen, die sich an der weit vorgelagerten Untiefe eines Riffs brechen.

Er legt seine Utensilien ab und fixiert den Punkt, an dem der Gefallene liegen muss. Langsam hebt er den Kopf und blickt zum Rand der Felswand hinauf, wo der Sturz begonnen hatte. Nichts bewegt sich dort. Die Möwen kehren vom Meer zurück und schweben durch den Himmel, ohne zu schreien.

Selbstverständlich weiß Swoboda, was zu tun ist.

Schon beim ersten Gedanken an die Handlungen, die er sein Berufsleben lang vollzogen hat, rastet der Verweigerungsreflex ein. Er wird nicht zu dem Toten laufen. Der Maler steht still und konzentriert sich auf das, was er nicht tun wird. Nicht nachsehen. Nicht telefonieren – hier unten in der Bucht hat er ohnehin kein Netz, er müsste zum Parkplatz zurückgehen.

Er ist Pensionär, außer Dienst, er ist nicht mehr der Kriminalhauptkommissar, der er missmutig zweiunddreißig Jahre lang war, er ist nur noch und ausschließlich der Künstler Alexander Swoboda, der er seit seinem neunzehnten Lebensjahr sein wollte und endlich ungehindert sein kann.

Die Kollegen in der Mordkommission haben seine Kunst für ein Hobby gehalten. Aber sie war und ist sein Leben; dieses Leben waren nicht seine Erfolge als Ermittler, nicht die Frauen, nicht einmal seine Tochter Lena war es; sein Leben, das waren die Liebe zur Kunst und die mit ihr untrennbar verbundenen Zweifel.

Wenn er ehrlich ist, muss er zugeben, dass er seine Jahre

mit Verstellung zugebracht hat: Ein Maler, der vorgab, Kriminalhauptkommissar zu sein, und die Rolle so gut spielte, dass man ihn für echt hielt. Seine Erfolge, zweifellos gab es sie, verdankten sich der Kunst: Oft hatte er in seiner Phantasie die Gesichter *gesehen*, nach denen gesucht wurde; sie nicht selten schon aufs Papier skizziert, bevor er erkannte, wer gemeint war. So hatte sich der legendäre Spruch verbreitet, den man ihm seinerzeit im Kommissariat des bayerischen Städtchens Zungen a. d. Nelda angehängt hatte: *Der Swoboda malt sich seine Täter*.

Er atmet tief und schließt die Augen. Der Geruch der See hilft ihm, nicht in die alten Gewohnheiten zurückzufallen. Doch im Dunkel hinter den Augenlidern leuchtet die Cote d'Albatre, und von ihrem Rand stürzt ein Schatten in die Tiefe und schlägt in Swobodas Gewissen auf.

Noch immer schreien die Möwen nicht.

Was wird er tun? Sich abwenden, weil er die Schnauze voll hat vom Tod, von der Gier, von der Verzweiflung, vom Schicksal und von Gottes Ebenbild? Er hat immer bestritten, dass die Polizei eine Gesellschaft reparieren kann. Er hat das Kapitalverbrechen als die größtmögliche Unordnung zwischen den Menschen erkannt und bezweifelt, dass durch Verfolgung und Strafe die verletzte Ordnung geheilt wird.

Er öffnet die Augen und starrt auf die schwarze Landschaft, die aus der Ebbe wächst. Scharfkantige Felsen, deren Kreideeinschlüsse das Meer ausgewaschen hat. Dort, in Höhlen und Tümpeln, hausen die grauen Krabben, flitzen die gläsernen Crevetten, warten Taschenkrebse auf die nächste Flut. Dort irgendwo liegt jetzt ein zerbrochener Körper, vielleicht auf dem Bauch, vielleicht mit dem, was



übrig ist von seinem Gesicht, eingetaucht in ein Wasserloch, vielleicht eine Hand in einem Nest aus angeschwemmtem Blasentang.

Langsam dreht sich Swoboda um. Er ist allein. Die Betonmole kann er von hier unten nicht überblicken, doch er weiß, dass sie leer ist. Noch sind die weißen Strandkabinen nicht aufgebaut. Die Saison beginnt in zwei Wochen. Die tapferen Schwimmerinnen vom Altenheim in Linville-en-Caux sind nach ihrem Morgenbad im Meer schon wieder zuhause.

Jetzt, da er dem Toten den Rücken zuwendet, nimmt er sich vor, ihn zu vergessen. Die nächste Flut wird den Körper hinausschwemmen und in die Strömung schleusen, die sich an der Kanalküste entlangzieht, nach St. Valéry und Dieppe. Auf dem Weg dorthin liegen zwei Atomkraftwerke in engen Buchten. Vielleicht saugen ihre Kühlwasserpumpen den willenlosen Schwimmer ans Einlassgitter.

Ihm egal.

Plötzlich erinnert er sich, dass an einem ersten Juni John Lennon und Yoko Ono bei ihrem Bed-In den Song *Give peace a chance* eingespielt haben. Das Jahr hat er vergessen.

Eine Böe fliegt durch sein graues Haar, lässt die Hosenbeine flattern und bläht die Anglerjacke auf. Er biegt den Rücken durch und genießt den Wind. Vor Jahren war er mal Einsneunundachtzig groß, das Alter hat ihm vier Zentimeter gestohlen, die Schultern sind nicht mehr ganz so breit wie früher, dafür ist sein Bauchumfang gewachsen. Aber noch immer ist seine Gestalt beeindruckend.

Er verwirft den Plan für das heutige Bild, hebt die Freiluftstaffelei von den Steinen und legt sie sich auf die linke Schulter, hängt sich die Mappe mit Malkartons über die

rechte, nimmt seinen Farbenkoffer auf und schlägt den Weg zurück zum Parkplatz ein.

Etwas knallt an die Schulter, Splitter des Staffeleiholzes fliegen neben seinem linken Ohr durch die Luft. Dann hört er den Schuss und begreift: Von der Klippe will einer seinen Tod.

Er wirft die Staffelei ab und beginnt zu laufen, den Hang aus schiebenden Kieseln hinauf zum Fuß der Falaises, wo dreisprachige Schilder vor Felssturz und Steinschlag warnen. Stets hat er sich daran gehalten, doch die Schüsse peitschen jetzt in dichter Folge. Vor dem sicheren Tod flieht Swoboda in den ungewissen.

Das jaulende Singen eines Querschlägers, der einen Quarzbrocken in der Kalkwand getroffen hat. Der nächste Schuss so nah neben seinem Kopf, dass ihm der Luftstoß den Atem nimmt. *Großes Kaliber, Elefantenbüchse, das Arschloch steht oben am Rand der Klippen und feuert. Erst stößt er den anderen runter, dann muss der zufällige Zeuge dran glauben, die Dinge sind manchmal sehr einfach.*

Unter der Felsnase bleibt Swoboda stehen und giert nach Luft. Sein Atem brennt in der Brust.

Dem oben wird es zu lang. Er ballert auf den Strand, hat Spaß an der Jagd, will sein Opfer aus der Deckung treiben.

Swoboda hält still. Legt den Koffer und die Mappe ab. Sein Platz ist sicher, hinter ihm vertieft sich die ausgehöhlte Steilwand zu einem offenen, schwarzen Spalt. Ein guter Schlupfwinkel, jedenfalls bis zur Flut.

Sonnenstrahlen gleiten über die Falaises. Ocker und rostrot und weiß leuchtet der Kalk auf, schwarz glimmen die horizontalen Schichtlinien aus Feuerstein. Der Maler

kennt das Erwachen der Farben, wenn das Licht die Kante der Küste überschreitet und in die Bucht fällt.

Der Scharfschütze muss begriffen haben, dass es Zeit ist, seine Taktik zu ändern. Er wird von den Wiesen oben ins Dorf herunterkommen und bald darauf hier sein. Darauf zu warten, wäre Selbstmord. Doch vielleicht kalkuliert er die Vermutung seines Opfers ein, hält die Stellung und lauert darauf, dass es die Deckung verlässt? Für so schlau hält Swoboda ihn nicht.

Er hebt den Farbenkoffer als Schutzschild neben seinen Kopf, duckt sich und springt aus dem Schatten, rennt auf die Mole zu, die Kiesel scharren und kollern unter seinen Schritten, er erreicht die Betonschräge, nimmt sie zum eigenen Erstaunen leichtfüßig, läuft über die weiß markierten Stellplätze für Kabinen und Boote, rechnet mit dem nächsten Schuss, der ihn nicht verfehlen, sondern in den Rücken treffen wird. Haken schlagen kann er nicht mehr, er keucht, seine Schritte werden kürzer. Er weiß, dass er am Ende ist.

Der Parkplatz liegt in der Sonne. Ein zweiter Wagen. Schwarzer Luxusjeep. Der Fahrer hat ihn vor Swobodas weißem Kleintransporter abgestellt. Die Beifahrtür steht offen.

Sechzig andere Positionen wären frei gewesen. Der ganze Platz stand zur Verfügung. Warum parkt einer seinen Range Rover Schnauze an Schnauze mit Swobodas Citroën Berlingo?

Er will sich nicht mit der Frage befassen, nur in sein Fahrzeug flüchten, und greift nach der Türklinke.

Der Fahrer des Rover steigt aus. Er ist etwas kleiner als Swoboda, schmal, weißblonde Haarlocken, eine fällt in die Kinderstirn, weinroter Samtanzug, rosa Hemd mit of-

fenem Kragen, schwarze Wildlederschuhe, gelb gesteppt. Swoboda hat die Personenbeschreibung bereits gespeichert, als er den roten Lederhandschuh sieht, der den Revolver umfasst: eine sechsschüssige Mateba 6 Unica mit 5 Zoll-Lauf, Patronen 44 Magnum. Der Mann beugt sich in sein Auto, nimmt mit der Linken einen breitrempigen schwarzen Hut vom Beifahrersitz und setzt ihn auf. Offenbar eine Geste zur Vollendung seines Auftritts.

Zweimal in seinem Leben ist Swoboda von einem Täter mit vorgehaltener Waffe bedroht worden. Beide Male hat er nicht die Hände gehoben. Jetzt tut er es. Stellt seinen Farbenkoffer ab und hält dem anderen die offenen Handflächen entgegen. Sein Atem beruhigt sich, aber sein Herz schlägt laut und schnell.

Der andere scheint zu überlegen. Greift sich mit der freien Hand an den Hals, holt hinter dem Hemdkragen ein kleines Kreuz an einer Silberkette hervor und spielt damit.

Swoboda stellt fest, dass er einen Mann vor sich hat, der nicht spontan handelt. Intelligenter Ausdruck, etwas Feines, jedenfalls keine Schlägervisage und keine Spur von Lebensabgrund. Runde blaue Augen und eine niedliche Nase. Der Kopf etwas zu groß für den Körper. Kein Humor. Keine Naivität. Eher eine Art gepflegter Müdigkeit, vielleicht Enttäuschung, vielleicht Resignation.

Swoboda arbeitet unaufhörlich am Profil seines Gegenübers, er kann nicht anders, seine berufliche Deformation hat jetzt, da er bedroht wird, freies Spiel. Er schätzt den anderen als Melancholiker ein. Wie sich selbst. Schon entwirft er das Bild: *Roter Mann vor den Falaises im ersten Licht des Morgens.*

Hinter der Gestalt spannt sich der Küstenhimmel wol-

kenlos zum Horizont, gemischt aus wenig *Kobaltblau*, viel *Kremserweiß* und einem Hundertstel *Ultramarin dunkel*, ein Himmel mit jener durchlässigen, kalten Strahlkraft, die seit jeher Maler an die normannische Küste gezogen hat. Swoboda will an seine Gemälde denken. Das luzide Blau hatte er durch mehrere Lasuren auf einem harten, glatten Malgrund erreicht: Kreide, Eiweiß, Leinöl, schnelles Malmittel, *Titanweiß*. Über der durchgetrockneten Grundierung dann die Farbaufträge in der Arbeitsweise von Caspar David Friedrich. Delacroix hat in seinen Bildern dieser Bucht mit extremer Verdünnung gearbeitet, Monet mit *Valours*, Turner hat dem blauen Himmel misstraut.

Aber seine Gedanken halten sich nicht in der Kunst, rutschen ab in den Augenblick. Geht es um sein Leben? Er weiß: Zu fragen, wäre verhängnisvoll. Gar zu behaupten, er habe nichts gesehen, käme einem Geständnis mit unvermeidlich folgender Hinrichtung gleich.

Langsam legt der andere die linke Hand über die rechte auf die Pistole, und der Bulle im Maler weiß, dass diese Bewegung seine Lebenszeit schließt.

Wie in einem dunklen Spiegel ziehen sich die Reflexe des Morgenlichts über den Lauf der Waffe, der auf ihn gerichtet ist. Er betrachtet die karmesinroten Lederhandschuhe am schwarzen Stahl der *Mateba*, hat plötzlich das Wort *Renaissance* im Kopf; woher kommt es? Von der Kostümierung seines Gegners? Vom Rotschwarzkontrast aus Handschuhleder und Waffenstahl? Wer hat ihm die Wiedergeburt versprochen? Für den Mann im rosafarbenen Hemd scheint die Situation alltäglich zu sein. Swobodas Hände zittern, er hätte nicht gedacht, dass es anstrengend ist, sie hochzuhalten.

Dann sieht er im Gesicht des anderen den Entschluss: Die Lippen verraten das Urteil.

Ein Schlag vor das Brustbein, die ungeheure Wucht lässt allen Atem aus der Lunge schießen, und während Swoboda sich dreht und fällt, wird ihm klar, dass er den Knall schon nicht mehr vernommen hat, nur einen inneren Donner und den explodierenden Schmerz. Sein letzter Gedanke, bevor ihn sein Bewusstsein verlässt, ist ein ausformulierter Satz: *Aber der Scharfschütze auf den Klippen hatte ein großkalibriges Gewehr.*

Den Aufschlag seines Körpers auf dem Asphalt spürt er nicht mehr.

Der andere sieht sich um. Kein Geräusch außer der Brandung. An den Ferienhäusern der Bucht sind die Fensterläden geschlossen. Langsam geht er zu seinem Opfer, das auf dem Bauch liegt; der Kopf ist seitlich gedreht, eine Gesichtshälfte sichtbar, das Auge halb geschlossen. Man weiß: In einem, der so daliegt, ist kein Funken Leben mehr.

Der Schütze beugt sich zu ihm hinunter und legt die Mateba neben das Gesicht. Zieht die Handschuhe aus und breitet sie links und rechts der Tatwaffe wie Flügel eines großen roten Schmetterlings aus. Der Revolver ist der Leib des Falters. So beschenkt der Mörder den Toten, richtet sich auf, greift nach dem kleinen Silberkreuz an seinem Hals, führt es zum Mund und küsst es, lässt es wieder in den offenen Kragen gleiten. Er lächelt zufrieden.

Bevor er in seinen Wagen steigt, wendet er sich dem Strand zu, nimmt seinen schwarzen Hut ab, hebt ihn über den Kopf und grüßt mit weiten Schwüngen das Meer. Goldene Ringe blitzen an seinen Fingern. Er wendet sich um und blickt zu den Kreidefelsen auf. Von ihrer Kante grüßt

ein winziger Schattenmensch, gleichfalls einen Hut schwenkend, zurück.

Beiden entgeht, dass am nördlichen Ende der Bucht, wo am Hang der Klippen die schmale Teerstraße Chemin de Belle Vue zu den höher gelegenen Häusern ansteigt, eine junge Frau sich zwischen den Containern einer Sammelstelle für Glas und Plastik verbirgt. Entsetzt hat sie den Mord auf dem Parkplatz beobachtet und den Karton mit leeren Flaschen vorsichtig abgestellt. Es ist Berthe Bellier, die aus Dieppe stammt, vierundzwanzig Jahre alt ist und als Feriendienstmädchen bei der Familie Drouot arbeitet. Deren Villa liegt auf halber Höhe, hinter Eichen verborgen.

Der neunzehnjährige Sohn der Drouots, César, verbringt hier mit zwei Freunden ein paar Ferientage, was zur Folge hat, dass Berthe täglich mit einem Karton Flaschen zu den Containern gehen muss.

Sie hat im Windgeheul um die Sammelbehälter und unter dem Knall der eingeworfenen Bier- und Weinflaschen die Schüsse von der Klippe nicht gehört, den Sturz nicht gesehen, erst den Mann, der über den Parkplatz rannte und jetzt dort liegt.

In der Schattengasse zwischen den dunkelgrünen, rostgefleckten Blechwänden steht sie und zittert, wagt kaum zu atmen, vom Dunst aus Vergorenem wird ihr schlecht, sie schließt die Augen, reißt sie wieder auf, sieht, dass der Hut-schwenker im roten Anzug sich in seinen Range Rover gesetzt hat. Sie wünscht sich, dass sie träumt. Plötzlich packt sie der Mut – liegt es daran, dass ihr Name Bellier, Widder, auch ihr Sternbild ist? –, die blasse Frau tritt einen Schritt vor, kann sich vom gelben Kennzeichen des Wagens, der

über den Platz kurvt und in der Dorfstraße verschwindet, die Buchstaben MT merken und dass es sich um eine alte 75er-Nummer handelt, eine Pariser Zulassung. Berthe tastet nach dem Telefon in ihrer Schürzentasche. Aber soll sie sich mit Killern aus Paris anlegen?

Auf dem Parkplatz steht der weiße Berlingo. Sie hat den Eindruck, er sei kleiner als zuvor. Neben ihm liegt der Tote im schwarzen Spiegel seines Bluts. Sie blickt auf zu den Kreidefelsen am anderen Ende der Bucht. Die kleine Figur, die mit ihrem Hut dem Mörder geantwortet hat, ist nicht mehr zu sehen.

Die Möwen schreien wieder.



## DAS LIED

Was geschah, ist geschehen, und man fragt sich, was nun werden soll. Wird die Hauptperson am Beginn einer Geschichte umgebracht, liegt auf der Hand, dass sie keine Chance auf ein nachvollziehbares Schicksal mehr haben wird. Kein weiterer Verlauf des Geschehens kann diese Barriere rückwärts durchbrechen, denn tot ist tot ist tot, und wer hoffen sollte, dass dieser skrupellos beseitigte Mäler, Exhauptkommissar Alexander Swoboda aus Zungen a. d. Nelda, halbtot oder scheinot sei oder im Koma liege und am Ende all dessen, was noch zu erzählen sein wird, die Augen aufschlagen und sich erinnern oder auch nicht erinnern, jedenfalls das Sterben noch vor sich haben werde, sei gleich enttäuscht: Derartigen Spekulationen wird nicht nachgegeben.

Uns bleibt nur, ihm in den Tod zu folgen und – gewagt, doch warum nicht – darauf zu hoffen, dass wir in jenem unentdeckten Land entgegen aller Erfahrung seine Spur nicht verlieren. Überflüssig, zu erwähnen, dass die Chance verschwindend gering ist, ja jeder belegbaren Erfahrung widerspricht. Dennoch sind – wahr oder nicht – solche oder ähnliche Fälle überliefert, zumindest beharrlich behauptet,

und wir wollen, wie generell, auch hier nicht zu früh aufgeben.

War ihm nicht Sekunden vor seinem Tod sogar das Wort *Renaissance* zugerufen worden? Wer möchte entscheiden, ob es kunstgeschichtlich oder religiös gemeint war oder nur ein blitzender Irrläufer in Swobodas Gehirn?

Er ist, während wir noch abwägen und damit befasst sind, unsere Vernunft zu prüfen, längst auf dem Weg, und keiner kann sagen, ob nach oben oder nach unten.

Unvermittelt steht er, den Farbenkoffer in der Hand, an einem Fluss und wartet auf ein Boot. Woher weiß er, dass es kommen wird? Das ist ungeklärt. Ebenso der Fahrplan der Fähre.

Das andere Ufer liegt unter dünnem Nebel, er nimmt schemenhafte Gestalten wahr, die sich dort bewegen, und unterdrückt den Wunsch, übers Wasser zu rufen; wüsste auch nicht, was angemessen wäre. Für ein skandinavisches *Hej!*, wie es derzeit Mode ist, scheint der Ort nicht geschaffen. Ebenso wenig für die Erinnerung daran, auf welchem Weg Swoboda an dieses Flussufer gelangt ist. War er nicht aufgebrochen, in freier Natur zu malen, mit dem kleinen Tubenkoffer, nur zwölf Fabrikfarben, drei weiß grundierten Malkartons vierzig mal sechzig, und der Pleinair-Stafefeil über der Schulter? Doch wo war das? Was wollte er malen? Gewiss nicht diese Flussregion, die etwas Trostloses hat und in der kaum Licht herrscht. War es ihm nicht um das morgendliche Aufglühen des Klippenrands gegangen? Offensichtlich hat nicht nur uns, sondern auch ihn eine beträchtliche Ratlosigkeit befallen.

Er sieht sich um. Erst jetzt wird ihm bewusst, dass er in einer fast farblosen Welt steht. Graues Licht über dem

schwarzen Wasser des Flusses. Er könnte hier mit Kohle arbeiten oder Graphitstiften, laviertes Tusche, den Materialien der Melancholie. Jetzt, da seine Augen sich gewöhnen, wächst etwas Gelb in der Luft, Grün in den Schatten. Dunkelrotes Licht ohne Herkunft schüttet Spuren aufs Wasser.

Ein Nachen aus hellem Holz legt vor ihm an. Der Mann, der am Heck steht und das Stangenruder hält, kommt ihm bekannt vor. Er scheint die Farben im Schlepptau zu haben. Die Stirnglatze, das schwarze Haar kurz geschoren, der elegante nachtblaue Anzug, das hellblaue Hemd mit bordeauxroter Krawatte, die ganze Erscheinung seriös und angenehm, nun lächelt er ihm aufmunternd zu, ja, diese ragende Nase, das muss Lecouteux sein, kein Zweifel, es ist Georges Lecouteux, der Commissaire, mit dem er einst in einigen Fällen zusammengearbeitet hat.

»Hallo Georges, das ist drei Jahre her!«

»Dreieinhalb, Alexandre!«

»Wie kommst du zu diesem Boot?«, fragt Swoboda, und Georges Lecouteux von der Police Judiciaire in Paris grinst.

»Das ist meine Feierabendbeschäftigung.«

Er spricht noch immer dieses daherschlingende Deutsch, das er seiner elsässischen Mutter abgelauscht hat.

»Du weißt ja, ich bin noch lange nicht im richtigen Alter für die Pension, aber ich sehne mich danach.«

»Wohin geht es?«

»Nur ans andre Ufer. Wohin sonst. Wollen wir das nicht immer? Komm an Bord.«

Swoboda zögert nicht, steigt ein, steht, seinen Farbenkoffer zu Füßen, in der Mitte des Kahns, den Lecouteux mit dem Heckruder langsam in Fahrt wriggt und schräg zur Strömung über den schwarzen Fluss steuert.

»Ist das Wasser giftig?«

»Nein«, sagt der Fährmann, »da wo es entspringt, ist es hell und süß. Aber es fließt an den Müttern vorbei, sie weinen am Ufer ihre Tränen in den Fluss. Von den Tränen wird er schwarz und bitter. Schade, aber man kann ja die Frauen schlecht daran hindern, um ihre Kinder zu weinen, nur, damit das Wasser süß bleibt, oder?«

Eine irritierende Frage, und Swoboda schweigt. Er versucht, seine Gedanken zu ordnen, kommt jedoch zu keinem befriedigenden Ergebnis.

Man kann das verstehen, wenn man sich in seine Lage versetzt: eben noch unter dem blendenden Himmel der Normandie und bereit zu malen – und nun dahingleitend auf einem unbekanntem, schwarzgeweinten Gewässer. Natürlich gibt er sich keine Blöße, fragt Lecouteux nicht nach dem Namen des Flusses, wüsste auch nicht, ob ihm der Name weiterhelfen würde.

Der Nachen wird von der Strömung mitgenommen, eine rauschende Schaumwelle bildet sich am Bug, und Lecouteux, unsichtbarer Route folgend, stemmt sich mit der Schulter gegen das Ruder und zwingt das Gefährt mit den beiden Freunden ans andere Ufer.

Swoboda erkennt die Bäume, die bis an die Böschung stehen: Es sind Ulmen, hinter denen der Himmel hell ist. Auf Lecouteux' Ermunterung hin greift er nach seinem Malkoffer, springt aus dem Nachen in den Uferschlick, gleitet aus, fängt sich, sieht, dass sein Fährmann schon wieder abgelegt hat und ohne Abschied hinaus auf den Fluss steuert. Er würde ihm gern etwas nachrufen, bezweifelt aber, dass er ihn noch erreicht. Das Ufer, von dem sie kamen, ist im Dunst nur zu ahnen.

Als er sich umwendet, lehnt am Stamm der Ulme vor ihm ein Mann. Auch er kommt Swoboda bekannt vor, das weißblonde Haar unter dem schwarzen Hut, der dunkelrote Samtanzug, das rosafarbene Hemd, das Silberkreuz. Durch die goldberingten Finger gleiten die schwarzen Perlen eines Rosenkranzes.

»Haben Sie meine Waffe dabei?«, fragt er leise.

»Eine Waffe? Ich habe keine Waffe.«

Der andere lächelt. »Aber ich habe sie ihnen doch geliehen, meine Mateba Magnum, Sie müssen sich erinnern!«

Swoboda ärgert sich über die drängende Art des anderen und will an ihm vorbeigehen. Der Mann löst sich von der Ulme und stellt sich ihm in den Weg.

»Ich habe nichts gegen Sie, wirklich, ich will nur meine Waffe zurück, Sie tragen sie ja im Koffer mit sich herum, ich brauche sie, bitte, man hat mir alles genommen, meine Ehre, meine Selbstachtung, ich habe nur noch diese Mateba, soll ich auch sie noch verlieren? Wollen Sie das?«

Swoboda kniet sich in den Schlamm, legt seinen Malkoffer ab und öffnet ihn. Neben den Farbtuben, den von einem Gummiring gebündelten Pinseln, der kleinen Terpentinflasche und den zwei, in einen buntgefleckten Lappen eingewickelten Paletten liegt der schimmernde Revolver auf einem Paar karmesinroter Lederhandschuhe.

»Danke«, sagt der andere und nimmt sich die Waffe aus dem Koffer.

»Die Handschuhe?«, fragt Swoboda. Der andere schüttelt den Kopf.

»Was soll ich damit, sie gehören mir nicht, schenken Sie sie Ihrer Frau!«

Er klingt empört, steckt die Mateba in die Außentasche

seines Jacketts, lüftet den Hut und wendet sich ab. Als Swoboda den Deckel des Malkoffers schließt und noch einwenden will, dass er nicht mehr verheiratet sei, sieht er den Mann hinunter zum Ufer gehen.

»Wie heißen Sie?«, ruft er ihm nach.

»Sjelo, Vedran Sjelo!«, antwortet der Gerufene und läuft in den Fluss, strebt entschlossen der Mitte zu, wo das Wasser über seinem Kopf zusammenschlägt, und der mattschwarze Hut treibt auf dem glanzschwarzen Wasser davon.

Der Farbenkoffer klebt im Schlick, er schmatzt, als Swoboda ihn anhebt. Warum macht sich der Maler keine Gedanken über den vor seinen Augen offenbar ertrunkenen Mann im roten Samtanzug? Warum scheint ihn nichts zu bewegen?

Wir müssen zugeben: Bereits jetzt kann man keine zuverlässige Auskunft über Swobodas Zustand mehr erteilen. Nur so viel ist festzustellen: Er ignoriert, was geschehen ist, und entschließt sich, zwischen den Ulmen einen kleinen Abhang, hier auf moosgepolsterter Erde, zu erklimmen, weil er in der Höhe einen hellen Schimmer wahrnimmt.

Doch ehe er aus dem kleinen Uferwald hinaustritt auf eine Wiese, die ihn dort im Farbenlicht eines unvermuteten Frühlings erwartet, hört er eine Kinderstimme singen und ist sicher, dass er sich selbst hört, es müssen über sechzig Jahre sein, die zwischen der Stimme und seinem heutigen Schweigen liegen; und ebenso lang hat er nicht verstanden, was dieses Lied, das er mit seiner Mutter gesungen hat, ihm voraussagte: *Auf der Mauer, auf der Lauer, sitzt 'ne kleine Wanze, sieh dir mal die Wanze an, wie die Wanze tanzen kann, auf der Mauer, auf der Lauer sitzt 'ne kleine Wanze.*

Er hatte gelernt, der *Wanze* von Strophe zu Strophe einen

Buchstaben zu stehlen, so dass aus der *Wanze* ein *Wanz* wurde, aus dem *tanzen* ein *tan*z, dann ein *Wan* und ein *tan*, ein *Wa* und ein *ta*, ein *W* und ein *t*, ein – und ein –, ja, der Nichtbuchstabe war, was er zu lernen hatte. Das lustige Wortloch. Auf der Mauer, auf der Lauer sitzt ein kleines Nichts. Sieh dir mal das Nichts an, wie das Nichts nichts kann. Darauf lief es hinaus, man hatte es ihm rechtzeitig gesagt. Verborgен in einem Witz, einer Kuriosität, einer Weglassübung. Und wer das Nichts in seinem Mund bewahren konnte, hatte bestanden.

Erst jetzt, als er sich selbst mit der dünnen Knabenstimme singen hört, begreift er, wie die Erwachsenen ihren Kindern die Wahrheit über den Lauf des Lebens beibringen und zugleich verbergen. Also hört er sich weiter zu, während er sich zwischen den Ulmen der Stimme nähert. Und als die Wanze Buchstabe für Buchstabe verstümmelt, der Tanz seiner Bewegung beraubt und das Lied im Tonlosen verlaufen ist, sieht er den Jungen, der nun schweigt, im Moos sitzen: ein Waldkind offenbar, verdreht, verlumpt, verschorft, das Haar ein Busch, die Augen frech, ein graues Fetzenhemd über die Knie gespannt, gekreuzt die pilzbraunen Füße. Und Swoboda weiß wieder wie damals, dass er ein solches Kind sein wollte. Er träumte davon: fortlaufen von zuhause, über die Mahrbrücke in den Wald und dort mit den Tieren leben, Beeren und Früchte essen, in einer Hütte aus Ästen wohnen, am Feuer sitzen. In die Sterne sehen. So ein Kind wollte er werden, wie es jetzt vor ihm sitzt. Der Junge ist freilich älter, als er selbst zur Zeit seiner Träume war; der kennt den Wald schon und weiß, wie man darin überlebt. Doch er hat ein fremdes Gesicht, das keiner Selbsterinnerung Swobodas ähnelt.

Die Augen erwarten einen Gruß.

Er aber steht ratlos und schlaff da, besinnt sich, richtet sich auf, streckt den Rücken durch und will aus dem Verstummlungslied in die Sprache zurückfinden.

»Schön gesungen.«

Der Knabe fällt nicht darauf rein. Und Swoboda, seiner Ungeschicklichkeit bewusst, setzt nach:

»Hab ich auch mal gesungen.«

Das Kind, in dem Swoboda zu Unrecht sich selbst vermutet hat, könnte Mitleid mit dem Mann haben, der vor kurzer Zeit erschossen worden ist. Doch Kinder kennen Mitleid nicht, man muss es ihnen beibringen.

Der kleine Sänger verzieht keine Miene. Swoboda nickt mehrfach, weiß nicht, warum, nur, dass es jetzt so gekommen ist, wie seine Mutter ihm vorausgesungen hatte: Am Ende des Lebensliedes gehen uns die Buchstaben aus.

Er wendet sich um, erinnert sich an ein Gefühl seiner Kindheit, weiß auch das Wort noch dafür, *Traurigkeit*, und läuft zwischen den Ulmen zurück zum Waldweg, auf dem er die Frühlingswiese erreichen will.

Hinter ihm stimmt der Knabe das Wanzenlied von Neuem an, mit vollständigem Text und der hellen Zuversicht in der Stimme, dass das Verschwinden der Wörter für ihn noch in weiter Ferne liegt. Der Klang rührt Swoboda zu Tränen, doch er weint nicht, weiß nur von Tränen, die er nicht spürt. Als könnte er den eigenen Tod noch vermeiden, beeilt er sich, dem Kinderlied vom Verschwinden der Wanze auf der Mauer zu entkommen, bevor es im Buchstabennichts ausklingt. Er prägt sich die Botschaft ein: Am Ende hast du den Text noch im Kopf, doch dein Lied ist abgesungen.